

Sarah-Kate Lynch  
*Das süße Leben der Sugar Wallace*

### *Buch*

Seit Jahren versucht Sugar Wallace, ihre Vergangenheit hinter sich zu lassen, und das tut sie auf dem denkbar hübschesten Weg: Jedes Jahr im Frühling macht sie sich nur mit ihrem Bienenstock im Gepäck auf den Weg zu dem Ort, den ihre Bienenkönigin auf der großen Landkarte bestimmt hat. Wohin auch immer es Sugar verschlägt, bringt sie ihre besten Eigenschaften zum Einsatz – gute Manieren und köstlichen Honig –, um Licht und Freude in das Leben der Menschen zu bringen, denen sie an ihrem neuen Wohnort begegnet.

Doch als Sugar in diesem Jahr in ihrem neuen Zuhause mitten in Manhattan ankommt, ist plötzlich alles anders: Ihr Bienenvolk tritt in Streik und produziert plötzlich keinen Honig mehr. Sugar ist verzweifelt, und ihr ist nicht klar, was doch jeder ihrer neuen Freunde in der Flores Street sehen kann: Erst wenn Sugar ihr Herz für die Liebe öffnet, die direkt vor ihrer Haustür auf sie wartet, kann sie selbst das Glück finden, das sie anderen Menschen schenkt...

### *Autorin*

Sarah-Kate Lynch lebt mit ihrem Ehemann die meiste Zeit des Jahres an der Westküste Neuseelands, reist aber, wann immer sie Zeit findet, in die Champagne, nach New York oder in die Toskana. Mehr Informationen über die Autorin und ihre Bücher finden Sie auf ihrer Website [www.sarah-katelynch.com](http://www.sarah-katelynch.com).

*Von Sarah-Kate Lynch außerdem bei Blanvalet*

Cantucci-Herzen brechen nicht (37961)

Besuchen Sie uns auch auf [www.facebook.com/blanvalet](http://www.facebook.com/blanvalet)  
und [www.twitter.com/BlanvaletVerlag](http://www.twitter.com/BlanvaletVerlag)

SARAH-KATE LYNCH

Das süße Leben  
der Sugar Wallace

ROMAN

Deutsch von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»The Wedding Bees« bei HarperCollins Publishers Australia, Sydney.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage  
Deutsche Erstausgabe Mai 2014  
Blanvalet Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Sarah-Kate Lynch  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014  
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Redaktion: Miriam Vollrath  
Umschlag: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
wr · Herstellung: sam  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-38331-3

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*In Würdigung von Hilfsbereitschaft und gutem Benehmen  
sowie sämtlicher Schutzengel*





Sugar Wallace glaubte nicht an Liebe auf den ersten Blick, aber ihre Bienen sehr wohl, und ihre Bienen konnten nicht einmal Rot von Grün unterscheiden.

Allerdings erkannten sie vierzig unterschiedliche Lilaschattierungen.

Anders gesagt: Diese Bienen waren bestimmt nicht allwissend, aber in mancher Hinsicht wussten sie mehr als Sugar Wallace.





# 1

Sugar hörte die Bienen auf ihrem Schoß summen, während sie das Fenster nach unten fuhr und den Kopf nach draußen streckte, um an dem Wohnhaus in der Flores Street nach oben zu blicken. Das optimistische Orange der fünfstöckigen Ziegelmauern lag unter einer massiven Staubschicht verborgen. Eine Feuertreppe zog sich im Zickzack über die Front wie eine exotische Narbe, und unter der roten Haustür lag eine rosa Treppe, so als würde das Haus jemandem die Zunge herausstrecken, vielleicht dem ausgebleichten Strauß wild zusammengesetzter Luftballons, der an dem von Efeu überwucherten Geländer vor dem Souterrain festgeknotet war.

»Also, jedenfalls hat es Charakter«, erklärte Sugar ihrem Freund Jay, der ungeduldig mit den Fingern auf das Lenkrad trommelte. »Außerdem habe ich noch nie so nah an einem Knisches-Imbiss gewohnt. Und falls ich mir irgendwann ein Akkordeon besorge und es kaputtgeht, weiß ich endlich, wo ich es reparieren lassen kann.«

Sugar tätschelte den Styroporquader auf ihren Knien, in dem ihre kostbare Königin und ein frisch geschlüpfetes, noch verschlafenes Volk von Arbeitsbienen steckte. Obwohl nur einen Steinwurf von den berühmten, hektischen Häusercanyons von Manhattan entfernt, war die Flores Street überraschend charmant: Die belaubte, ge-

pflasterte Sackgasse lag versteckt in der Alphabet City südlich des Tompkins Square Parks. Die Bienen würden bestimmt begeistert sein, wenn sie sich erst einmal eingelebt hatten. Hier waren sie weit genug von den Wolkenkratzer Schluchten im Norden entfernt und konnten sich an einem reich gedeckten Büfett aus Gärten, Parks, Alleebäumen und Blumenkästen bedienen. Es gab reichlich Platz und Sonnenschein; gerade jetzt strömte er auf sie herab und tanzte durch das junge Laub an den Lindenbäumen bis auf das Straßenpflaster.

Während Sugar die Nase in die Stadtluft reckte, erspähte Jay weiter vorn einen freien Parkplatz: Es war ein makelloser Frühlingstag, der Himmel strahlte blau, die Luft war kühl, hatte aber schon einen Beigeschmack von Frühsommer, der auf wärmere Tage hoffen ließ. Sie war mit Sicherheit nicht die Erste, die in diesem Teil der Stadt landete und kaum erwarten konnte, was die Zukunft für sie bereithielt. Vor hundert Jahren hätte man hier kaum die Pflastersteine unter den Horden von spielenden Kindern und vorbeieilenden Erwachsenen gesehen, die von jenseits des Ozeans nach Amerika gekommen waren und sich jetzt fieberhaft daranmachten, sich in ihrer neu gewählten Heimatstadt ein Leben aufzubauen.

»Kannst du auch vor dir sehen, wie hier alles voller Gassenkinder und überladener Gemüsekarren war?«, fragte sie Jay.

»Oh doch, das kann ich«, antwortete er. »Und ich kann es auch riechen, schließlich gab es damals keine Toiletten und so.«

Sugar verzieh ihm die schlechte Laune. Er hatte sich noch nicht von dem Verkehrschaos auf dem Franklin

Roosevelt Drive erholt, wo ihm vor Nervosität der Angstschweiß ausgebrochen war, und hatte jetzt alle Mühe, seinen Lieferwagen in die Parklücke zu bugsieren. Unter seinen Armen wuchsen die Schweißflecken, und Jay war eindeutig nicht der Typ für Achselschweiß.

»Ich glaube, heute gibt es fast in jeder Wohnung eine Toilette«, sagte sie. »Hey, glaubst du, Akkordeon ist schwer zu lernen? Ich bin nicht besonders musikalisch, wie du vielleicht noch weißt.«

»Niemand an der ganzen Ostküste könnte je vergessen, wie absolut unmusikalisch du bist. Ehrlich, Sugar, manchmal wüsste ich gern, was du dir denkst.«

»Ich denke, du passt hier nicht rein.«

»Ich will hier auch gar nicht reinpassen«, sagte Jay. »Ich habe schon vor Jahren herausgefunden, wo ich hingehöre, und ich wünschte, du würdest das auch tun, statt ständig durch die Welt zu schwirren und dabei einen Tross von verunsicherten Verrückten hinter dir herziehen, die sich fragen, wie sie ohne dich je überleben sollen. Jedes Jahr sehe ich diese Leute, wenn ich dir beim Umzug helfe, und jedes Jahr macht mir das eine Heidenangst.«

»Immer langsam mit den jungen Pferden, Jay. Zum einen sind das keine Verrückten. Sondern meine Freunde. Und außerdem habe ich von der Parklücke gesprochen. Du passt nicht in die Parklücke. Lass uns noch mal um den Block fahren und eine andere suchen.«

Außerdem wollte sie noch einen Blick auf den indischen Gewürzbasar und den Gurkenladen werfen. »Ein ganzer Laden nur für eingelegtes Gemüse? So was gibt es nicht überall.«

»Es gibt auch nicht überall Mörder und Vergewaltiger und Taschendiebe und Obdachlose«, brummelte Jay, während er mit dem Wagen durch die Flores Street ruckelte und dann vorsichtig in die Avenue B abbog, wo, wie um seine Worte zu bestätigen, ein Obdachloser vom Bürgersteig strauchelte und direkt vor ihnen über die Straße schwankte.

Jay stieg auf die Bremse und konnte ihm im letzten Moment ausweichen, doch der Obdachlose torkelte weiter über die Straße, verfehlte dabei um Haaresbreite ein vorbeifahrendes Taxi und stolperte über den Bordstein gegenüber, wobei er einen großen Mann im Hawaiihemd zu Boden riss, der zufällig dort auf dem Bürgersteig stand und in sein Handy sprach.

»Ach, du meine Güte!« Sugar packte den Styroporbehälter mit den Bienen auf Jays Schoß, sprang, bevor er sie aufhalten konnte, aus dem Wagen, und rannte direkt vor einem hupenden Kleinlaster über die Straße.

Der Mann im Hawaiihemd sammelte schnaufend sein Handy vom Bürgersteig auf und redete weiter hinein.

»Ist alles okay?«, fragte ihn Sugar, aber er deutete nur auf den Obdachlosen, der immer noch zusammengesackt am Boden lag und offensichtlich dringender Hilfe brauchte.

»Können Sie mich hören, Sir?«, fragte Sugar den Liegenden und zupfte ein McDonald's-Papier vom Ärmel seines schweren Mantels. »Ist Ihnen was passiert? Tut Ihnen was weh? Mein lieber Schwan, da sind Sie aber ordentlich hingepurzelt!«

Der Obdachlose drehte hölzern den Kopf, blickte mit klaren dunklen Augen zu ihr auf und sah sie an, als hätte er niemand anders als sie zu sehen erwartet.

»Nein, Madam, mir tut nichts weh.« Seine Stimme klang keineswegs schwächlich. »Jedenfalls nicht so, wie Sie wahrscheinlich meinen.«

»Also, da bin ich aber froh«, sagte Sugar.

Der Mann im Hawaiihemd klappte sein Handy zu und rappelte sich auf.

»Tut mir sehr leid.« Sein leicht singender Akzent erinnerte Sugar an einen Bach, der an einem sonnigen Tag über heiße Kiesel plätschert.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken.

Er hatte braunes welliges Haar und eine nette Nase in einem gleichmäßigen Gesicht, obwohl er in seinem schreiend bunten Hawaiihemd grauenvoll mit dem mexikanischen Mauerbild hinter ihm kontrastierte. Seine Augen hingegen leuchteten in einem intensiven Blau, das genau zu dem lebendigen Hintergrund des Straßengemäldes passte. »Kann ich helfen?«, fragte er.

Sie konnte seinen Akzent nicht einordnen. Und ihre Zunge nicht mehr bewegen.

»Vielleicht dabei, diesen Herrn wieder auf die Beine zu bringen?«, schlug er vor.

Vielleicht ist er Ire, dachte sie, obwohl sie beim besten Willen nicht wusste, warum sie sich den Kopf über seine Herkunft zerbrach.

»Genau.« Schließlich hatte sie ihre Sinne wieder beisammen. »Auf die Beine. Genau. Guter Plan. Wir können ihn wirklich nicht länger im Dreck sitzen lassen. Das ist kein würdiger Platz.«

»Sie wissen gar nicht, wie recht ich Ihnen darin gebe«, sagte der Alte. »Und ich bevorzuge es eindeutig würdig.«

Sugar und der Mann im Hawaiihemd traten zu ihm und zogen ihn auf die Beine.

Als sie wieder zurücktraten, strichen ihre Handrücken übereinander – es war nur eine hauchzarte Berührung, für einen winzigen Moment, so als hätte nur ein Haar das andere gestreift, doch für Sugar war es wie die Flamme eines Bunsenbrenners über einer Crème brûlée.

Sie zuckte zurück, und beide sahen sich für einen Sekundenbruchteil in die Augen, dann fing sein Handy wieder an zu läuten, und sie drehte sich schnell zu dem alten Mann um, der inzwischen zu schwanken aufgehört hatte und recht stabil zu stehen schien.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin«, erklärte er. »Ich habe weiß Gott nichts für große Höhen übrig, aber manches ist mir doch zu weit unten, und das Trottoir gehört eindeutig dazu. George Wainwright. Es ist mir ein Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Sugar Wallace.« Sugar schüttelte seine Hand und bemerkte dabei seine sauberen, kurz geschnittenen Nägel. »Es ist mir ebenfalls ein Vergnügen. Sind Sie sicher, dass es Ihnen wieder besser geht?«

»Es geht mir gut, Miss Sugar, es ist mir nur peinlich, dass ich mich derart zum Spektakel gemacht habe, und außerdem höchst unangenehm, dass ich diesen jungen Mann derart unvorbereitet zu Boden geworfen habe.«

»Ich glaube, dem ist nichts weiter passiert«, versicherte ihm Sugar. »Zumindest haben Sie ihn nicht dauerhaft von seinem Handy getrennt.«

»Handys! Wer versteht die Welt von heute?«, meinte George kopfschüttelnd. »Ich tue es jedenfalls nicht.«

»Damit sind Sie nicht allein, jeder von uns kommt hin und wieder ins Straucheln«, versicherte ihm Sugar und klopfte seinen Mantel ab, der keineswegs so fadenscheinig war, wie sie anfangs geglaubt hatte. Er war an den Schultern mit Epauletten verstärkt, und die Knöpfe sahen aus, als wären sie kürzlich poliert worden. »Ich versuche immer noch, mich mit meiner Mikrowelle anzufreunden.«

George sah sie mit diesen klaren dunklen Augen an. »Bitte verzeihen Sie mir die Bemerkung«, sagte er. »Aber heutzutage trifft man nicht mehr viele Menschen wie Sie. Sind Sie neu in der Stadt?«

»Ich bin vor einer Minute angekommen.«

»Was soll denn das, Sugar?« Ganz plötzlich stand Jay neben ihrem Ellbogen, mit Schweißflecken bis zur Taille. »Ich musste um den ganzen Platz fahren und stehe jetzt eine halbe Meile weit weg. Und ich bin in gottverfluchte Hundekacke gestiegen!«

»Zügeln Sie Ihre Ausdrucksweise, junger Mann«, sagte George. »Miss Sugar zeigte nur etwas altmodisches Mitgefühl für ihre Mitmenschen.«

»Siehst du, Jay«, sagte Sugar, »ich bin nicht die Einzige auf dieser Welt, die es nicht leiden kann, wenn du fluchst.«

»Augen weg von der Kühlbox«, fuhr Jay den Alten an, als hätte er sie nicht gehört, und wechselte die Bienenkiste in den anderen Arm. »Was ich da drin habe, bringt dir vielleicht den Kopf zum Schwirren, aber nicht so, wie du es dir wünschst, das kannst du mir glauben.«

»Schon gut, Jay«, beruhigte ihn Sugar. »Du liegst völlig falsch. Das hier ist George, und er interessiert sich nicht

für unsere Kühlbox, ganz gleich, was darin ist. Außerdem kannst du sie mir wiedergeben.«

Gerade als sie nach der Kiste mit den Bienen greifen wollte, klappte der Hawaiihemdträger sein Handy zu.

»Und wer bist du?«, fragte Jay.

»Ich stand hier nur ganz zufällig und stellte damit sicher, dass dieser Herr beim Stürzen weich fiel«, antwortete er mit einem Lächeln, bei dem Sugar ein kleines Grübchen in seiner linken Wange und außerdem einen leicht überstehenden Schneidezahn bemerkte.

Das Lächeln galt vor allem Sugar. »Ich bin Theo Fitzgerald. Oder einfach Theo.«, sagte er.

Einen Moment meinte sie zu spüren, wie die Bienen an ihrer Brust ganz aufgereggt zu summen begannen, so als würden sie doppelt so schnell mit den kleinen Flügeln schlagen und wie wild die Luft durch die Kühlbox fächeln, aber kaum hatte sie dieses Sirren bemerkt, da summten die Bienen schon wieder wie sonst auch.

»Ich bin Sugar, Sugar Wallace, und das ist mein Freund Jay«, sagte sie. »Und auch wenn es im Moment nicht danach aussieht – er ist einer der nettesten Menschen der Welt. Er ist extra von Virginia nach Rhode Island gefahren, um mir beim Umzug in meine neue Wohnung zu helfen, gleich hier ...«

»Du kannst doch nicht jedem auf die Nase binden, wo du wohnst, Sugar«, fiel Jay ihr ins Wort. »So wirst du hier keine zehn Minuten überleben.«

»Sie haben recht, es sieht wahrhaftig nicht danach aus«, sagte George zu Sugar.

»Ich bin keine Amish, Jay«, antwortete Sugar. »Ich habe



*Sex and the City* fast so eifrig verfolgt wie du. Du kannst dir dein Jammern sparen.«

»Lustig, dass du das mit den Amish sagst, Sugar, denn ich bin auch keiner«, sagte Theo. »Amish, meine ich. Ich bin Schotte, das ist was ganz anderes. Hat überhaupt nichts miteinander zu tun.«

Diesmal spürte Sugar ganz deutlich, wie die Bienen kurz ihr Summen steigerten, um es ihrem beschleunigten Puls anzupassen. Schuld waren die Mexiko-Mauerbild-blauen Augen: Sie schienen bis in ihr Innerstes zu blicken, so als wüsste Theo genau, was sie dachte, obwohl sie das selbst nicht so richtig wusste.

»Komm«, sagte Jay und fasste Sugar am Arm. »Wir haben zu tun. Du kannst nicht den ganzen Tag hier stehen und palavern.«

Sugar merkte, wie unter Theos unbeirrtem Blick die Röte an ihrem Hals emporkroch und auf ihren Wangen erblühte. »Wenn Sie sicher sind, dass Sie wieder sicher auf den Beinen stehen«, sagte sie zu George. »Jay hat recht, wir sollten wirklich los.«

»Ich stehe sicher«, erklärte George. »Sicherer als seit Langem. Ich sollte ebenfalls los. Aber es ist schön, Sie in unserer Nachbarschaft zu wissen, Miss Sugar. Ich werde ganz bestimmt nach Ihnen Ausschau halten.«

Er drehte sich um und schlurfte davon, leicht auf dem rechten Bein hinkend, aber trotzdem relativ flink.

»Noch keine Minute hier, und schon rückt dir der Pöbel auf die Pelle«, grummelte Jay.

»Genau genommen bin ich auch kein Pöbel«, korrigierte ihn Theo. »Du weißt schon, genauso wenig wie ein Amish.«

»Ja, danke, und noch einen schönen Tag.« Jay zog Sugar am Arm weiter.

»War mir ein Vergnügen, Theo«, rief sie ihm über die Schulter zu. »Und das mit dem schönen Tag meint er ernst.«

Theo sah ihr nach, während sie über die Straße ging und in Richtung Park abbog.

Sie war groß und schlank, hatte lange dunkle Haare, die in einem glänzenden Pferdeschwanz von einer Schulter zur anderen hüpften, und unter ihrer schmalen Taille flatterte ihr weites Kleid.

Plötzlich hatte er Lust auf eine Wassermelone. In Schottland hatte es sie nur selten gegeben, aber sie hatten ihn schon immer, noch bevor er je eine gekostet hatte, an den Sommer erinnert (den es in Schottland genauso selten gegeben hatte).

Inzwischen wusste er, wie Wassermelonen schmeckten; sie gehörten zu seinen Leibspeisen. Er meinte sie im Mund zu spüren, während er am Straßenrand stand; wie dieses wässrige Nichts in einer kalten, süßen Explosion den Mund erfüllte.

Er brauchte unbedingt ein Stück Wassermelone.

Sein Handy läutete und riss ihn ins Leben zurück, das ihm plötzlich nicht mehr wie sein altes Leben vorkam.

»Du warst zu lang von zu Hause weg, Jay«, sagte Sugar, während sie zu seinem Lieferwagen zurückgingen. »Du weißt doch, es gibt nie einen Grund, unhöflich zu werden. Außerdem ist George bestimmt kein Pöbel. Er hat so gute Manieren – man könnte sogar meinen, sie sind

besser als deine –, und er riecht nach Old Spice. Sollte Pöbel nach Old Spice riechen?»

»Nichts sollte nach Old Spice riechen. Jetzt sieh dir das an, Sugar. Ich bin noch mal in denselben Hundehaufen getreten!«

Warum hatte Sugar nicht in Weetamoo Woods bleiben können, redete Jay auf sie ein, während sie den Lieferwagen erneut in die Flores Street bugsierten. »Oder wieder in eine Kleinstadt wie Mendocino oder dieses niedliche gottverlassene Kaff in Colorado ziehen? Oder nach Virginia, damit du näher bei mir wohnst. New York ist zu groß. Und es wird ständig überflutet. Außerdem ist es schmutzig. Du wirst hier nie was Weißes anziehen können. Hoffentlich kannst du damit leben.«

»Jay, Schätzchen, ich trage grundsätzlich nichts Weißes.«

»Ach Scheiße, ich meinte Scheibenkleister. Entschuldige, Sugar. Ich mache mir nur Sorgen um dich. Jedes Jahr umzuziehen und wieder ganz von vorn anzufangen.«

»Ich habe meine Bienen, Jay. Also fange ich nie ganz von vorn an. Das ist mehr, als die meisten Menschen von sich sagen können. Schau nur, da ist eine Lücke direkt vor meinem Haus. Eine große. Da würden drei von diesen Klapperkisten reinpassen. Komm schon, diesmal schaffst du es.«

Sugars Ansicht nach war es immer besser, an einen neuen Ort zu ziehen als an einen alten zurückzukehren. »New York!«, sagte sie zu den Bienen auf ihren Knien. »New York!«

## 2

Ruby Portman knabberte an ihrer Achtel Reiswaffel und beobachtete, wie der Typ den weißen Floristen-Lieferwagen ungeschickt in die Parklücke vor ihrer Wohnung rangierte. Sie hatte mitbekommen, wie ihm vorhin die Nerven durchgegangen waren, als der Wagen nicht in die Lücke auf der anderen Straßenseite gepasst hatte, und den Wagen dann zum Ende der Flores Street hoppelnd sehen. Jetzt war er wieder da, und die Frau auf dem Beifahrersitz sah schon wieder lächelnd an ihrem Haus hoch.

Sie sieht ein bisschen aus wie eine Krankenschwester, dachte Ruby. Oder wie eine Nonne, aber eine Filmnonne, keine echte, und zwar eine altmodische, Rettet-die-Waisenkinder-Filmnonne, keine von diesen Comedy-Nonnen. Das lag am Gesicht der Frau. Es strahlte offen und frisch und glücklich unter den glänzenden, zu einem Pferdeschwanz gebündelten dunklen Haaren.

Ruby sah die Frau aus dem Lieferwagen steigen. Sie trug ein rosa Sommerkleid und flache rote Schnürschuhe und hatte eine rote Schleife um ihren Pferdeschwanz gebunden. Nonnen trugen wohl eher selten rote Schleifen und rote Schuhe und zeigten auch selten so viel langes, schlankes nacktes Bein.

Ruby trat vom Fenster zurück und sah an sich herab.

Sie trug teure Jeans und einen Pullover, den ihre Mutter ihr gekauft hatte, aber beides passte ihr nicht besonders gut. Selbst die Ballerinas sahen komisch an ihren Füßen aus.

Ruby biss sich auf die Lippe, fasste ihr dünnes blondes Haar zu einem Schopf zusammen und steckte es mit einer Klammer auf dem Scheitel fest. Eigentlich war ihr Körper von Kopf bis Fuß ein einziger Witz. Ein schlechter.

Sie legte das Waffel-Achtel akkurat zu den anderen Achteln auf dem Teller, sodass die Stücke zusammen eine fast vollständige Waffel bildeten. Sie wollte das Achtel nicht mehr. Und wenn sie es jetzt nicht aß, konnte sie sich darauf freuen, es später zu essen. Oder noch später.

Sie zog den Stuhl ans Fenster und setzte sich hinter die burgunderroten Samtvorhänge mit dem goldenen Saum. Ruby fand die Vorhänge schrecklich. Sie fand all die sündteuren Möbel in ihrer Wohnung schrecklich, die ihre Mom ausgesucht hatte: das Sofa mit den aufgedrehten Seitenlehnen und die dazu passenden Sessel, den Sekretär, den Esstisch mit den sechs Stühlen. Sechs Stühle! Noch nie hatte jemand auf einem davon gesessen.

Die Bilder an der Wand waren auch nicht nach ihrem Geschmack. Eigentlich hätte sie lieber gar keine Bilder an den Wänden. Wenn es nach ihr gegangen wäre, wären die Wände weiß und schmucklos geblieben und nicht in düsteren Rot- und Grüntönen gestrichen worden wie eine vornehme Bibliothek.

Das hier war das gleiche Gerümpel, mit dem ihre Mutter ihre Wohnung an der Upper East Side vollgestopft

hatte, und es war Ruby ein Rätsel, warum sie diese Wohnung hier ein zweites Mal erschaffen hatte. Bestimmt hatte sie Ruby damit nicht das Gefühl geben wollen, sie würde noch zu Hause wohnen. Dass Ruby weit weg von der Upper East Side wohnte, war ihrer Mutter genauso recht wie ihr selbst.

Ruby hatte die Wohnung vor einem Jahr gefunden, als sie beim Gemüsehändler um die Ecke den Aushang gelesen hatte. Damals hatte sie sich nach einem Streit mit ihrer Mutter ihren Ärger ablaufen wollen und war von der 82. Straße bis zum Tompkins Square Park marschiert, bevor sie überhaupt gemerkt hatte, wo sie gelandet war.

Sie hatte sofort die Nummer auf dem Zettel angerufen, und eine halbe Stunde später hatte Lola, die Spinnerin, die jetzt über ihr wohnte, ihr die Zimmer gezeigt.

Danach war Ruby den ganzen Weg zurückgegangen und hatte ihre Mutter angebettelt, sie hier einziehen zu lassen. Natürlich konnte sie die Miete nicht selbst aufbringen, sie hatte noch nie länger als ein, zwei Monate in einem Job durchgehalten, aber ihre Mutter hatte Ruby satt, das wusste sie nur zu gut. Wer konnte es ihr verdienen? Ruby hatte sich selbst satt. Und wenn es auch nicht von wahrer Unabhängigkeit zeugte, sich von jemand anders die Miete zahlen zu lassen, so konnten sie sich auf diese Weise dennoch eine Weile aus dem Weg gehen.

Selbstredend war ihre Mutter entsetzt gewesen, dass sie in Alphabet City leben wollte, wo die Avenues anders als im restlichen Manhattan mit Buchstaben bezeichnet wurden. Als Rubys Mutter in ihrem Alter gewesen war, hatten hier Süchtige und Zuhälter, Diebe und Mörder gehaust. Aber schließlich hatte sie sich von der absurd

niedrigen Miete und der soliden, geräumigen Wohnung überzeugen lassen. Und von der Tatsache, dass die Wohnung frei war.

Ruby hatte eine Weile gebraucht, um sich daran zu gewöhnen, dass sie nur noch sich selbst zur Gesellschaft hatte, aber inzwischen hatte sie das Gefühl, dass sie beinahe bereit und selbstsicher genug war, um sich nach einem Job umzuschauen und auf eigenen Beinen zu stehen. Beinahe.

Draußen luden der Fahrer und die Frau immer mehr Sachen vom Laster. Die Frau hielt eine Art Kühlbox in der Hand, und der Fahrer trug einen Stapel knallbunter, quadratischer Kisten. Er sah nicht so aus, als würde er oft Kisten tragen. Schließlich hatte er Bügelfalten in seinen Jeans.

Als das Pärchen direkt auf ihr Haus zukam, trat Ruby vom Fenster zurück und zog die langen Ärmel über die Hände. Obwohl es draußen schön war, war ihr kalt. Ihr war immer kalt.

Eines der winzigen »Penthouse«-Apartments stand schon eine Weile leer, soviel wusste sie, und deshalb hätte sie es eigentlich nicht überraschen dürfen, dass jemand einzog. Aber irgendwie hatte sie, auch wenn der Gedanke abwegig war, angenommen, dass sie das rechtzeitig erfahren würde und dann Einfluss nehmen könnte. Allerdings wusste sie nicht einmal, wer der Hausbesitzer war, schließlich zahlte ihre Mutter die Miete. Ruby konnte absolut nirgendwo Einfluss nehmen.

Trotzdem wusste sie nicht, ob es ihr gefiel, wenn eine Nonne und ein Typ mit gebügelten Jeans in ihrem Haus wohnten. Schließlich hatte sie sich gerade erst an den

muskelbepackten Rotschopf in der zweiten winzigen Dachwohnung gewöhnt, und der lebte inzwischen seit über sechs Monaten hier. Nicht dass sie je ein Wort mit ihm gewechselt hätte, aber sie sah ihn ab und zu, und das störte sie zwar nicht mehr so sehr wie anfangs, aber es störte sie immer noch.

Gerade als sie wieder ans Fenster trat, schoss ein schlaksiger Junge auf einem Skateboard so schnell und so dicht an der Frau im rosa Kleid vorbei, dass sie sich im Kreis drehen musste. Die Frau drückte nur lachend die Kühlbox an ihren Bauch. Aus der Nähe konnte Ruby erkennen, wie hübsch sie war, wie fein die Züge in diesem offenen Gesicht wirkten, wie groß und hell ihre Augen strahlten. Sie sieht nett aus, hörte sich Ruby überrascht denken. Das hatte sie noch von fast niemandem gedacht.

Jetzt lachte die Frau schon wieder und betrachtete richtig rührselig Lolas lächerliche Luftballons, so als wäre die Flores Street nicht der abwegigste Fleck der ganzen Welt für eine derartige Kollektion und als wäre Lola, die Spinnerin, nicht die absolute Fehlbesetzung als Ballonladenbesitzerin.

Na, wenn die Frau tatsächlich hier einzog, würde sie bald merken, wie sehr diese Ballons um eine Attacke mit der Stricknadel bettelten, dachte Ruby.

Sie fragte sich, ob der tollpatschige Kistenträger wohl ihr Lover war. Eigentlich passten die beiden nicht zusammen, obwohl sie etwa gleich alt aussahen; älter als sie selbst, aber jünger als ihre Mom. Vielleicht wie Mitte dreißig? Jedenfalls sollten sie besser kein Baby in diesem Wagen liegen haben, so viel stand fest. Mit ihrem ewig blökenden Balg hatte Lola in ganz Alphabet City jeden



Kinderwunsch abgetötet, und zwar auf lange Zeit. Falls noch so ein Ding in ihr Haus zog, würde Ruby jemanden erschießen müssen. Oder sich selbst.

Sie nahm den Teller mit der geachtelten Reiswaffel, wickelte ihn in drei Schichten Folie und stellte ihn, auf den Zehenspitzen balancierend, ganz oben in den Küchenschrank, wo sie ihn mit den Fingerspitzen so weit nach hinten schob wie nur möglich. Der Reiswaffel konnte sie sich später immer noch widmen. Erst musste sie ein paar Bauchaufzüge machen. Vielleicht würde sie danach mit den Hanteln arbeiten, nachdem sie gestern nur einmal dazu gekommen war. Und möglicherweise würde sie heute noch zu dem Biomarkt an der East Houston gehen, um Quinoa zu besorgen, weil sie im Internet gelesen hatte, dass das die neue Supernahrung war, wobei der Chelsea Whole Foods Market netter angelegt war, weshalb sie vielleicht doch eher dorthin gehen würde, je nachdem, wie lange sie für ihre Übungen brauchte.

Vielleicht hatten sich der Lieferwagenheini und die glückliche Frau kennengelernt, als er ihr einen Blumenstrauß geliefert hatte. Vielleicht war der erste Mann der Frau gestorben, und der Fahrer hatte ihr ein Gebinde überbracht und sich dabei in sie verliebt. Oder vielleicht hatte die Frau in dem Geschäft gearbeitet, für das er Blumen auslieferte, und nachdem sie jahrelang ihre Gefühle voreinander verheimlicht hatten, hatten sie eines Nachts gemeinsam im Kühlraum festgesteckt und sich daraufhin gegenseitig ihr Herz ausgeschüttet, und nun waren sie hier.

Es waren schon dümmere Sachen passiert.

### 3

Sugar blieb an dem Eisengeländer zum Souterrain stehen, wo die lieblos zusammengestellten Ballons traurig in der Frühlingsbrise schaukelten. Ein Globus mit tiefer Delle in der nördlichen Hemisphäre schwebte neben einem reichlich laschen Superhelden, und die restlichen bildeten eine triste, mehr oder weniger erschlaffte Kollektion verschiedener Grundformen in ausgewaschenen Farben.

Der ungestüme Efeu an der Vortreppe wand sich wie eine Federboa die Treppe zum Souterrain hinab und rahmte dort ein staubiges Fenster ein, auf dem, wenn auch nur noch verschwommen, »Lolas Ballons« zu lesen war.

Hinter der schmutzigen Scheibe sah Sugar den Rumpf eines Luftballon-Zebras, eine halbe Giraffe und das Gesicht eines aufgeblasenen Affen in der Luft schweben, und an der imposanten schwarzen Tür hing wind-schief ein handgeschriebenes Schild mit dem Wort GESCHLOSSEN.

»Also, wer hätte das gedacht«, sagte sie. »Ich glaube, das ist ein Laden.«

»Und er sieht richtig einladend aus.« Jay rückte die leeren Holzargen für den Bienenstock in seinem Arm zurecht.

»Ich weiß, was du meinst«, stimmte Sugar ihm zu. »Ein

Ballonladen sollte immer geöffnet sein, so wie in einem Garten immer Blumen blühen und in einem Bienenstock immer Bienen leben sollten. *Geschlossen* ist ein Wort, das man nicht mit etwas so Fröhlichem und Schönerem wie Ballons in Verbindung bringen möchte.«

»Diese Ballons sind weder schön noch fröhlich«, sagte Jay und lehnte sich an das Eisengeländer. »Sie sind eher blass und bedauernswert. Ganz ehrlich, falls ›Lola‹ sich die Dinger nicht an die Arme und Beine bindet und damit auf Junggesellenpartys aus einer Torte hüpfte, sollte sie ihr Geschäftsmodell unbedingt überdenken.«

»Was bist du nur für ein Mensch, dass du beim Anblick von unschuldigen Kinderballons an Mädchen denkst, die aus Torten springen?«, sagte Sugar. »Bist du sicher, dass so was überhaupt noch auf Junggesellenpartys gemacht wird?«

»Nicht auf den Junggesellenpartys, auf denen ich eingeladen war«, gab Jay zu. »Jetzt komm schon, können wir hochgehen?«

Sie erklommen die Stufen vor der schweren, verwitterten Haustür, die nur mit Mühe zu öffnen war und hinter der sich ein winziger, stickiger Windfang mit mehreren Briefkästen auftat, aus dem man durch eine zweite, missmutig quietschende Tür ins eigentliche Treppenhaus kam. Das war zwar dunkel und hatte bessere Tage gesehen, aber immerhin war der abgetretene, rot-grün geflieste Boden sauber, und es roch besser als in vielen der Häuser, in denen Sugar während der letzten Jahre gewohnt hatte.

Dafür war die abweisende graue Tür zur einzigen Erdgeschosswohnung mit fünf Schlössern gesichert, Anlass

genug für Jay, den Blick gen Himmel zu richten. »Bitte sag mir, dass das nicht deine Wohnung ist.«

»Natürlich nicht, Herzchen. Im Erdgeschoss kann man doch keine Bienen halten!«

Jays Blick ging die schmale Stiege hinauf. »Und im ersten Stock?«

»Da auch nicht. Genauso wenig wie im zweiten oder dritten. Zugegeben, wir müssen ganz schön klettern, aber ich bin sicher, dass oben eine nette Überraschung auf meine Mädchen wartet.« Sie hob den Bienenbehälter an. »Sie werden sich hier so wohlfühlen, dass sie einen Honig zum Niederknien machen werden.«

»Willst du mir damit schonend beibringen, dass es hier keinen Aufzug gibt?«

»Damit will ich dir schonend beibringen, dass neun von zehn Medizinern sagen, Treppensteigen sei das beste Herz- und Kreislauftraining.«

Jay besaß einen Blumenladen in Middleburg, Virginia, und absolvierte sein Herz- und Kreislauftraining gewöhnlich in einem klimatisierten Fitnessstudio unter Anleitung einer Personal Trainerin mit perfektem Körper und einem unwiderstehlichen Hang zu kleinen Gemeinheiten. Es zeugte von seiner Liebe zu Sugar, dass er bereit war, schwere Kisten über zahllose Stufen zu wuchten und den klapprigen Lieferwagen seines Assistenten statt seinen eigenen makellosen Mazda MX-5 zu fahren. »Du gehst vor, siehst dich oben um und hältst schon mal das Rietsalz für mich bereit«, erklärte er. »Ich lade währenddessen weiter aus.«

»Bist du nicht froh, dass ich die übrigen Sachen morgen von einer Umzugsfirma bringen lasse?«

»Ich bin froh, dass du mir deine kostbarsten Besitztümer anvertraust, Süße, aber noch froher wäre ich, wenn wir uns irgendwann mal treffen könnten, ohne dass ich mir dabei einen Hodenbruch hole.«

Oben im vierten Stock schloss Sugar die Tür zu ihrem neuen Heim auf und trat ein.

Es war die fünfzehnte Schwelle, die sie in ebenso vielen Jahren überschritt, und jedes Mal hatte sie dabei den Kitzel des Neuen gespürt, selbst wenn sie manchmal parallel dazu den eisigen Windzug eines schlecht schließenden Fensters oder den heißen Atem eines notgeilen Vermieters im Nacken gespürt hatte.

In Apartment 5b, 33 Flores Street, war weder das eine noch das andere zu spüren.

Sie stand in einem fünfundfünfzig Quadratmeter großen Studio mit einem Bett an der am weitesten entfernten Wand, obwohl in einer Wohnung dieser Größe nichts wirklich »weit« voneinander entfernt war.

Dafür hatte die Vermieterin, als Sugar ihre Anzeige auf einer Imker-Website entdeckt und sie unverzüglich angerufen hatte, etwas versprochen, von dem Sugar nicht gedacht hätte, dass es so etwas überhaupt gab, ganz zu schweigen davon, dass es so etwas tatsächlich in New York gab, und erst recht zu schweigen davon, dass sie es ab sofort nutzen durfte – eine Dachterrasse, die sich vor den Balkontüren über die volle Breite des Apartments erstreckte.

Von jedem Fleck in der kleinen Wohnung aus konnte sie über die Dächer der Nachbarhäuser blicken; nach Norden auf die Wipfel der Bäume im Tompkins Square Park, nach Süden zu den hohen Wohnblocks der Lower

East Side und nach Osten auf die düster glamouröse Alphabet City und weit darüber hinaus.

Es war nicht der bekannte Ausblick auf das Empire State oder das Chrysler Building, die in unzähligen Fernsehsendungen und Filmaufblenden über den anderen Wolkenkratzern aufragten. Vor ihr lag ein unbestreitbar urbanes Panorama, von Wasserbehältern gekrönt, mit Satellitenschüsseln gesprenkelt, von staksigen Feuertreppen und fetten kleinen Klimaanlagekästen durchsetzt, in dem hier und da grüne Dachgärten funkelten wie von einem Riesen verstreute Smaragde.

Es war ein geheimes Reich in den Lüften, an dem sie fortan Anteil haben durfte.

Mit anderen Worten, es war perfekt.

So begeistert war sie nicht mehr von einem Raum gewesen, seit ihre großen Brüder ihr Mädchenzimmer umgestaltet hatten. Damals war sie elf gewesen und hatte das Wochenende bei ihrem Großvater verbracht. Sie hatten es taubenblau gestrichen, und obwohl sie taubenblau nicht leiden konnte (was sie ihrer Mutter erklärt hatte, die das aber mit Sicherheit nie weitergegeben hatte), hatte sie das Zimmer geliebt, weil ihre Brüder sich ihretwegen so viel Mühe gemacht hatten.

Nicht dass sie jetzt darüber nachdenken würde.

Gott sei Dank gab es nichts Taubenblaues in ihrem neuen Heim in Manhattan, was aber nicht hieß, dass es farblos gewesen wäre. Die Wand hinter dem Bett war in einem ganz besonderen Orange gestrichen und erinnerte an beinahe verbrannte Orangenmarmelade, und die Fliesen in der adretten kleinen Küche an der Wand rechts von ihr leuchteten in strahlendem Türkis.

Ein müdes, aber noch nicht ganz dahingeschiedenes Sofa in verblichenem Aubergine bot die einzige Sitzgelegenheit im Raum, und an seinem Arm lehnte ein fröhlich gemusterter Couchtisch.

Und draußen vor den Balkontüren lag unter einem Frühlingshimmel aus dicken blauen Pinselstrichen die Stadt, diese riesige silbrige Stadt mit den dicht gedrängten Dächern, die sich dem Himmel entgegenreckten wie Sonnenblumen auf fetten, rechteckigen Stängeln.

Sugar stellte ihre Bienen behutsam auf der Küchentheke ab, legte beide Hände auf den Deckel des Behälters und spürte unter den Handflächen das sanfte Summen ihres noch kleinen Volkes.

»Das wird ein gutes Jahr«, versprach sie ihnen. »Wartet nur ab.«

»Quatschst du schon wieder mit den verfluchten Dingen?« Jay war hinter ihr ins Apartment getreten und setzte eben eine Ladung von Kartons mit Honiggläsern ab. »Eines Tages werde ich irgendwo aufkreuzen, um dir beim Umzug zu helfen, und du wirst schwarz und golden und flauschig auf dem Boden herumkrabbeln.«

»Mich würde das nicht stören«, sagte Sugar. »Es gibt Schlimmeres, als eine Biene zu sein.«

»Klar, du könntest dich auch in einen alten Penner verwandeln oder den Schlumpf mit den irren Haaren – eine Nachbarin mit kreischendem Kind, die mir eben auf der Treppe begegnet ist. Oder du könntest bei jemand anders Honigbiene sein, eine ganz gewöhnliche Biene, die niemanden interessiert, die von einem Vogel gefressen oder die zertreten wird und die keiner wie ein Familienmitglied behandelt.«

Es war nicht abzustreiten. Sugar behandelte ihre Bienen tatsächlich wie ihre Familienangehörigen, aber andererseits waren sie das auch.

Abgesehen von ihrem guten Benehmen, dem Akzent, den sie hartnäckig abzustreifen versuchte, einer einsamen Porzellantasse mit blauen Tausendschönchen und einer verwitterten Kiste mit ätherischen Ölen waren sie alles, was sie noch mit ihrer Vergangenheit verband. Ihre Bienen brauchten sie, aber sie brauchte ihre Bienen genauso. Sugar verdiente ihren Lebensunterhalt mit ihrem Honig, und zwar nicht nur mit der gesunden Flüssigkeit selbst, sondern vor allem mit den Salben, Gelees, Tinkturen und Heilmitteln, die sie daraus gewann und die sie überall, wo sie gerade lebte, auf Bauernmärkten oder in Biogeschäften verkaufte.

Es war eine äußerst symbiotische Beziehung.

»Ich behandle jeden wie ein Familienmitglied«, erklärte sie Jay. »Auch Penner und Verrückte und sogar meinen ältesten besten Freund.«

Jay sah sie in ihrem altmodischen Kleid im Raum stehen, ein bisschen wie Holly Golightly, vor den Zacken und Spitzen der Stadt.

»Sieh mich nicht so an«, sagte sie mit einem Lächeln, das sich kaum verändert hatte, seit sie sich in der Grundschule angefreundet hatten. »Weetamoo Woods hast du damals für eine Ödnis gehalten, weißt du noch? Ich kann auf mich aufpassen, Jay. Ich hatte genug Übung darin.«

»Ich weiß, Sugar, und genau das macht mir Sorgen. Hast du dieses Leben nicht allmählich satt? Willst du nicht endlich irgendwo Wurzeln schlagen?«

»Ich schlage überall Wurzeln, wohin es mich verschlägt,



Jay. Ich ziehe sie nur jedes Frühjahr aus dem Boden und verpflanze mich woandershin.«

»Also, deine Bienen sind bestimmt ganz schön durch den Wind, nachdem du sie kreuz und quer durch das ganze Land schleifst. Sehnst du dich gar nicht nach etwas Festem in deinem Leben?«, bohrte Jay nach. »Nach einer Familie? Einer richtigen, meine ich, nicht nach einer Bienenfamilie oder der eines Nachbarn oder deines Friseurs oder wen du diesmal gerade retten musst. Ich will ja nicht mit ›tick-tack‹ anfangen, aber trotzdem ...«

»Ich rette die Leute doch nicht, Jay, das klingt wahn-sinnig kitschig. Ich helfe meinen Freunden, wenn sie Hilfe brauchen, und schenke ihnen ab und zu ein, zwei Gläser Honig.«

»Sugar, du bist eine Ein-Frau-Entzugsklinik Schrägstrich Lebensberatung Schrägstrich Bank Schrägstrich Kindertagesstätte Schrägstrich was weiß ich. Ich kenne diese Leute, vergiss das nicht.«

»So ein Quatsch. Ich tue nur das, was jeder Nachbar tun würde, und dann ziehe ich weiter.«

»Genau darum geht es mir. Danach ziehst du weiter. Willst du nicht endlich irgendwo ankommen? Wenn ich an die Zeit denke, bevor ich Paul kennengelernt habe und wir uns das Haus, die Hunde und die zwei Chenille-Bademäntel zugelegt haben, wird mir jedes Mal klar, wie viel schöner seither alles ist. Ich möchte, dass du das auch erlebst.«

Ihr Lächeln hatte sich vielleicht nicht verändert, aber Jay war überzeugt, dass ihre Augen nicht mehr ganz so leuchteten wie früher und dass das Licht in dieser Sekunde wieder ein wenig matter wurde.

»Ich freue mich für dich, Schätzchen, ehrlich«, sagte sie. »Und ich bin unendlich froh, dass ich dich habe, selbst wenn ich dich nur einmal im Jahr sehe, eigentlich ganz besonders, wenn ich dich nur einmal im Jahr sehe, denn wenn ich jemanden bräuchte, der mich regelmäßig runterzieht, dann hätte ich zu Hause bleiben können bei meiner ...«

»Mutter? Autsch! Das war ein Tiefschlag, Cherie-Lynn Wallace!«

»Und du schwänzt wohl schon wieder das Fußballtraining, Jason Llewellyn Winthrop der Dritte?«

Sie sahen sich kurz an, dann mussten beide lachen, und Jay trat in Sugars weit geöffnete Arme, um sie zu umarmen, so wie es alte Freunde tun, die eine Menge miteinander durchgemacht haben.

»Ist dir klar, dass viele Gefängniszellen größer sind als dieses Apartment?«, fragte er sie über ihre Schulter hinweg.

Sugar nahm ihn an der Hand, öffnete die Balkontüren und zog ihn ins Freie. »Aber sieh dir dafür das hier an!«

Sein Blick glitt über das weite Feld flacher Dächer und landete auf einem freudlosen, leeren Freiraum mit einer einsamen, großen Skulptur darauf, die eine lagernde Nackte darzustellen schien.

»Wer in aller Welt stellt sich eine fette nackte Frau aufs Dach?«, fragte er und deutete darauf.

»Du musst natürlich den einzigen Farbklecks in diesem meisterhaften Gemälde bemerken. Schau doch, von hier aus kann man sogar die Williamsburg Bridge sehen, und dahinter breitet sich ganz Brooklyn aus.«

»Kaum zu glauben, dass man in einer so großen Stadt so viel Himmel sehen kann«, gab er zu.

»Von hier oben sieht die Welt ganz anders aus, oder? So als würden wir schweben oder säßen auf einem fantastischen Hut.«

Für anstößige Kunstwerke auf fremden Dächern oder den täglichen Müll unten in den Straßen hatte Sugar tatsächlich keinen Blick, dachte Jay. Sie sah die Welt mit anderen Augen. Er wusste, dass ihr das in der Vergangenheit geholfen hatte, alle Komplikationen hinter sich zu lassen, trotzdem machte er sich Gedanken über ihre Zukunft. »Bist du denn glücklich?«, fragte er. »Wirklich glücklich? Mehr will ich gar nicht wissen.«

Sugar spürte, wie hier oben die Großstadt in ihren Knochen summt. Ihre Gedanken kreisten nur noch darum, wie ihre Bienenkönigin aufwachen, sich wachrütteln und auf diesem perfekten Dach in der verrückten, elektrisierenden Luft Manhattans den Grundstein für eine schöne große neue Familie legen würde.

»Natürlich!«, erklärte sie Jay. »Ich bin in New York! Und jetzt suchen wir erst einen Platz für den Bienenstock, dann bekommst du von mir einen Eistee und ein Stück Honigkuchen, und danach kannst du dich wieder auf den Heimweg machen.«



Für die meisten Bienen war das Leben kurz und süß und relativ unkompliziert. Jedenfalls brauchten sie sich nicht den Kopf über irgendwelche mysteriösen Wendungen und Verwicklungen zu zerbrechen, sie brauchten keine

Entscheidungen zu fällen und sich nicht zu sorgen, wie irgendwann alles enden würde. Es würde in einer Pfütze enden oder an einer Windschutzscheibe oder flügellos in einem kalten Nordwind, und zwar nach einem emsigen, etwa sechs Wochen langen Leben, das sie größtenteils auf Nektarsuche verbracht hatten.

Aber Königinnen waren anders, und Sugars Königin, Elizabeth die Sechste, war anders als andere Königinnen.

Sobald sie ihre Geburtswochen-diät von leckerstem Gelee Royale abgeschlossen hatte, hatte sie begriffen, dass sich ihr Leben nicht nur darauf beschränken würde, ihr hoheitliches Hinterteil in Millionen leere Bienenwaben zu stecken und Bienenbabys zu produzieren.

Denn ihr oblag eine ganz besondere Aufgabe, die ihr durch ihre DNA von Elizabeth der Fünften und davor der Vierten vererbt worden war. Tatsächlich hatte jede von Sugars Königinnen diese Aufgabe in sich getragen, bis hin zu jener, die Sugars Großvater vor fünfzehn Jahren unter den ausladenden Pfirsichbäumen in seinem schattigen Obstgarten in Summerville, South Carolina, großgezogen hatte.

Was für eine Aufgabe das genau war? Keine von Sugars Königinnen war sich dessen ganz sicher gewesen, aber jede hatte instinktiv gespürt, dass sie es wissen würde, wenn der Zeitpunkt eines Tages kam.

Und dass der Zeitpunkt näher rückte, war unübersehbar wie die antennenförmigen Duftrezeptoren im Gesicht von Elizabeth der Sechsten, denn selbst in ihrem Styroporbehälter hatte sie die mächtigen Schwingungen gespürt, als sich Sugar und Theo auf der Avenue B begegnet waren.

## 4

Sugar ging Theo nicht aus dem Kopf.

Jedes Mal, wenn seine Gedanken Pause machen wollten, schummelte sie sich hinein, schwebte ihm vor Augen und fragte ihn, ob ihm etwas passiert sei, wobei sie ihn mit diesen riesigen braunen Augen ansah.

Die Ereignisse hatten sich überschlagen: Wie der alte Mann ihn umgestoßen hatte, das so wichtige Telefongespräch um ein Haar getrennt worden wäre und ihnen diese unglaubliche Frau zu Hilfe geeilt war.

»Sugar.« Während einer Konferenz hatte er ihren Namen laut ausgesprochen, woraufhin ihm seine Sekretärin ein Päckchen Süßstoff gereicht hatte.

Welche Frau ließ sich heute noch Sugar rufen? Welche Frau half heute noch einem zerzausten alten Unbekannten auf, nachdem er gestürzt war? Verwehrte sich gegen das Fluchen? Nannte es auch nur »Fluchen«? Und tauchte genau in dem Moment in seinem Leben auf, in dem ihm der Gedanke kam, dass etwas wie sie darin fehlte?

Und dann war da noch dieses elektrische Knistern, das seinen Körper durchlaufen hatte, sobald sich ihre Hände berührt hatten. So etwas hatte Theo noch nie erlebt.

Als ihn diese dunklen Augen in diesem ganz erstaunlichen Gesicht angesehen hatten, war auf einen Schlag

alles andere verblasst, und er hätte um ein Haar seinen eigenen Namen vergessen.

Theodore Lewis Fitzgerald aus Barlanark, Glasgow, Schottland.

Sugar.

Sie setzte ihm schon den ganzen Vormittag zu. Ständig zermarterte er sich den Kopf, wie sie mit Nachnamen hieß, damit er sie googeln konnte. An ihr Kinn konnte er sich ganz genau erinnern, auch an den Schwung des winzigen Grübchens in ihrer Oberlippe – all das stand ihm noch vor Augen.

»Sugar, Sugar, Sugar.« Als seine Sekretärin Marlena ein paar Stunden später mit einem Stapel von Dokumenten in sein Büro kam, ertappte sie ihn dabei, wie er den Namen vor sich hin sang.

»Was machst du da? Bist du Diabetiker geworden? Das hier musst du unterschreiben.«

Immer wieder wehte das Wort »ätherisch« durch seine Gedanken, bis er es nachschlug und feststellte, dass es »vergeistigt« und »zart« bedeutete, was es nicht traf.

Sie war schlank, aber bestimmt nicht vergeistigt. Sie trug ein rosa Kleid. Ihre Schuhe waren rot. Und in ihrem Haar hatte sie ein Band getragen. Ein Band? Hatte er das richtig im Kopf? Seine Nichte war seit Jahren zu alt für Haarbänder, dabei war sie erst zehn. Sugar hingegen war bestimmt schon in den Dreißigern, wenn er richtig schätzte, und trug immer noch eines – und es stand ihr noch dazu. Rot. War es rot gewesen? Oder rosa?

Er sah immer noch ihr bezauberndes Schlüsselbein vor sich, die verlockende Vertiefung unten an ihrem Hals, den sanften Schwung ihrer vollen Brüste, die sich

unter dem Kleid hoben und senkten. Vor allem dieses Bild ging ihm nicht aus dem Kopf.

»Du benimmst dich heute echt merkwürdig«, erklärte ihm Marlena, als sie am Spätnachmittag von ihrem täglichen Cupcake-Einkauf zurückkam. »Geht es dir gut?«

»Es ging mir nie besser«, antwortete er.

»Genau das meine ich. Du wirkst irgendwie beschwingt. Und gleichzeitig verträumt. Und dann wieder beschwingt. Hast du im Lotto gewonnen?«

»Würde ich hier sitzen, wenn ich im Lotto gewonnen hätte?«

»So wie ich dich kenne«, sagte sie, »auf jeden Fall.«

»Dass Schotten geizig sind, ist ein Vorurteil«, belehrte er sie. »Und außerdem bin ich immer beschwingt, und habe ich dir schon gesagt, dass du heute ganz allerliebste aussiehst, Marlena?«

»Du kriegst trotzdem nichts von meinem Cupcake ab«, sagte sie. »Ich musste zehn Minuten dafür anstehen. Und es stimmt, dass Schotten geizig sind, und normalerweise bist du kein bisschen beschwingt.«

Marlena erinnerte Theo an seine Mutter Shona, die vor zehn Jahren jenseits des Atlantiks aus dem Leben geschieden war, ohne dass Theo auch nur von ihrer Krankheit erfahren hatte.

Es verging kein Tag, an dem er sie nicht vermisste, an dem er sich nicht wünschte, sie wäre wieder am Telefon und würde ihm in ihrem rauchigen Glasgow-Timbre, das sie über viele Jahre mit vierzig Zigaretten pro Tag aufgeraut hatte, Ratschläge erteilen. Sie hatte ihn unerschütterlich geliebt, aber sie war auch streng gewesen, so wie alle Mütter in Barlanark, und gnadenlos direkt.

Marlena war da ähnlich. Darum hatte er sie eingestellt, aber trotzdem überraschte es ihn, dass sie ihn nicht für beschwingt hielt.

»Nicht mal ein winziges bisschen beschwingt?«

»Nein«, beschied sie ihm. »Normalerweise nicht. Nicht bis heute. Ist irgendwas passiert?«

»Ja«, sagte er. »Es ist tatsächlich was passiert. Ich habe jemanden kennengelernt.«

Marlena setzte ihren Cupcake mitten im Biss ab. »Also, das wurde auch Zeit«, sagte sie. »Glaubst du, sie ist die Eine?«

Theos Mutter hatte auch an »die Eine« geglaubt. »Du wirst sie erkennen, wenn du sie findest«, hatte Shona ihm immer wieder erklärt. »Ohne den Hauch eines Zweifels.«

»Sie hat eindeutig was«, erklärte Theo Marlena. »Aber woher soll ich wissen, ob sie die Eine ist?«

»Ich schätze, du wirst es einfach wissen.« Sie zuckte mit den Achseln. »Fangen wir mit ihrem Namen an.«

»Sugar.«

»Klingt super«, sagte Marlena. »Du solltest sie heiraten.«

Er wusste nie so recht, wann Marlena ihn auf den Arm nehmen wollte, eine weitere Eigenheit, die sie mit seiner Mutter teilte.

»Ich weiß nicht einmal, ob ich sie überhaupt je wiedersehe«, sagte er. »Ich bin ihr nur kurz auf der Straße begegnet, und jetzt kann ich mich nicht an ihren Nachnamen erinnern, sodass ich sie nicht auf Facebook oder LinkedIn finden kann, und mir ihre Nummer geben zu lassen ist mir auf die Schnelle nicht eingefallen.«

»Du erklärst mir doch immer, was für ein kluger Kopf



du bist, Theo. Dir wird schon was einfallen. Wo bist du  
ihr überhaupt begegnet?«

»Auf der Avenue B.«

»Das ist doch ein Anfang, oder?«, meinte Marlena.  
»Und du brauchst dafür nur um die Ecke zu gehen.«



Sarah-Kate Lynch

**Das süße Leben der Sugar Wallace**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38331-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2014

Honigbienen stechen nicht - die süßeste Verführung, seit es "Chocolat" gibt!

Jedes Frühjahr macht Sugar Wallace sich mit ihrem Bienenstock im Gepäck auf den Weg zu ihrem neuen Wohnort, den ihre Bienenkönigin auf der großen Landkarte bestimmt hat. Wohin es die bezaubernde Imkerin auch verschlägt – überall macht sie es sich zur Aufgabe, Freude und Fröhlichkeit in das Leben ihrer neuen Nachbarn zu bringen. Doch in diesem Jahr gerät Sugars Leben aus den Fugen: Ihr Bienenvolk tritt in Streik, und nur wenn Sugar ihr Herz für die Liebe öffnet, die direkt vor ihrer Haustür auf sie wartet, kann sie selbst das Glück finden, das sie anderen Menschen schenkt ...

 [Der Titel im Katalog](#)